

Zur Diskussion

Heribert Schmitt, Pfarrer,
Frankfurt/Main – Nordweststadt:

Mit seinen Gedanken zum Thema »Pfarreizen-trum« hat der Architekt Franz Füg aus Solothurn eine Reihe von Fragen angerührt, die Pfarrer wie Architekten und noch viele andere bedrängen. Viele der Fragen bleiben noch offen, da sich die »Seelsorge« – der Ausdruck ist ungenügend, aber noch nicht durch einen besseren ersetzt – an den heutigen Lebensbedingungen und der allgemeinen Lebenshaltung grundsätzlich neu orientieren muß, da zudem die Aufgaben der Kirche in der Welt ständig wachsen und deswegen, sowie wegen des akuten Priestermangels, Arbeitsteilung und Teamarbeit sich uns (ohne daß wir darin entsprechende Erfahrung hätten) zwingend auferlegen. Dazu kommt, daß sich die Kirche keine Fehlinvestitionen mit den vorhandenen Mitteln und keine Fehlleistungen in der Nutzung verfügbaren Bauplatzes leisten kann. Fragen wir zunächst nach der Ausrichtung der »Seelsorge« in unserer Umwelt, dann läßt sich daraus manches schließen für Bau, Umbau, Einrichtung und Verwendung von Kirchenzentren. Dabei muß ich hier meinen Erfahrungsbereich eingrenzen auf eine neuerrichtete Pfarrei mit neuerbautem Pfarrzentrum in einer Trabantenstadt am Rande der Großstadt Frankfurt/Main, die seit gut fünf Jahren erbaut und besiedelt wird. Von den zur Zeit ca. 25000 Einwohnern sind ein Drittel Katholiken. Im Zentrum der Großstadt, in alten Gemeinden mit Tradition, in der Kleinstadt oder Landgemeinde stellen sich die Fragen anders.

1. Wenn sich »Seelsorge« nur um Seelen sorgen wollte, ginge sie am Menschen vorbei. Wenn sie aber den Menschen ansprechen will, muß zuerst gefragt werden, wer diese Menschen sind, die sie in der Kirche verbinden und vor denen sie Zeugnis ablegen will. An welcher Stelle im Leben dieser Menschen und unter welchen Voraussetzungen können freie Entscheidungen fallen, wie sie der Glaube erfordert?

Vor dem Ansatz einer neu beginnenden Seelsorge müßte erforscht werden, wie die Menschen dort leben, nach welcher sozialen Struktur sie sich zusammenfinden, in welcher Art die Häuser gebaut sind: Blockbauten, besonders Hochhäuser, ergeben einen stärkeren Druck zur Gemeinschaft, allerdings auch mehr Schwierigkeiten als Privatbungalows mit mehr individualistischen Bewohnern.

Nach den Erfahrungen der Soziologen müßten wirkliche Zentren herausgefunden werden, gemeindebildende Treffpunkte. Hier könnte sich

die Seelsorge zunächst mit anbieten, indem sie an offenen Bedürfnissen gemeinschaftsbildend einsetzt. In neuerbauten Wohngebieten zum Beispiel mit vorwiegend jüngeren Familien wären Kindergärten, Babysitterdienste, Familien- und speziell Mütterberatung mit Kursen usw. unentbehrliche Anfänge. Sie könnten allmählich den Boden bereiten für persönliche Begegnungen untereinander und dann auch mit der Kirche, dem Pfarrer und schließlich mit Gott.

Ähnlich müßte man sich in Altenheimen oder Altenwohncentren, in Einzimmer-Appartementblocks mit vielen Alleinstehenden, meist Frauen, orientieren und womöglich um spezielle Dienst- und Begegnungsmöglichkeiten sorgen. Dabei müßten die Angesprochenen selbst immer mehr zur Hilfsbereitschaft hingelenkt werden, so daß alle Hilfe sich zur gegenseitigen Selbsthilfe entwickelt. So könnte durch die mehr und mehr vertiefte Bezogenheit der Menschen aufeinander natürliche Gemeinschaft erreicht werden, die wiederum den freien Raum für die Glaubensentscheidung hergibt. Gleichzeitig bedeuteten solche Versuche ein wirksames Gegengewicht zu dem allgemeinen Trend zur Konsumgesellschaft. Allein aus dem Warten auf fertige Angebote wächst nämlich keine Gemeinde. Das Tätigwerden miteinander und füreinander prägt dagegen lebendige Gemeindegewirklichkeit.

Vereinsamung der Pfarrer, Isolierung der Seelsorge und Verödung der Gemeindezentren sind nur zu befürchten, wenn die Realität nicht berücksichtigt wird, sondern nach altgewohntem Schema, auf umstrittene Autorität gestützt, »Seelsorge« betrieben werden soll.

Auch in traditionsreichen und überschaubaren Pfarreien stellt sich der Pfarrarbeit die gleiche Aufgabe ständiger Vorarbeit. Hier müßten wohl vorhandene Bindungen und bewährte Einrichtungen sorgfältig beachtet und vorsichtig vom Abgenutzten geschieden werden.

Der Gottesdienst scheint tatsächlich kaum gemeindebildende Wirkung zu haben, sondern sie eher vorauszusetzen. Feststellbare Kräfte müßten darin natürlich ernstgenommen werden. Es fordert sicher schon ein gutes Maß an Willen zur Gemeinschaft, eine Gemeinde etwa im Halbrund um den Altar zu versammeln, so daß sich die Gegenüberstehenden im Blick zum Altar oder Lesepult auch einander ansehen. Daß Gemeindegesang und -gebet nicht leicht den einzelnen zum Mitmachen bringen, ist häufige Erfahrung. Auch mit eigenen Gebetsanliegen und -formulierungen kann man nicht ohne weiteres die Gemeinde zur konkreten Beteiligung führen.

2. Ein »Pfarrzentrum« muß demnach den lokalen Voraussetzungen und praktischen Möglichkeiten entsprechend eingerichtet werden. Hier gibt es wesentliche Unterschiede zwischen älteren Gemeinden, die mit Platzenge und vorhandenen Bauten rechnen müssen, und Neuanfängern, die wohl mehr offene Möglichkeiten haben, aber die Strukturen und echten Bedürfnisse

noch nicht kennen – und denen es meist noch mehr an Mitteln fehlt als ersteren.

In jedem Fall sollte vor der Bauplanung festgestellt werden, was von anderer Seite schon da ist oder geplant wird. Neben einem Gasthaus mit Saal oder einer Turnhalle noch einen pfarr-eigenen großen Saal bauen zu wollen, wäre nicht zu verantworten. Ein pfarreigener Gasthausbetrieb dagegen wäre nur sinnvoll, wenn geeignete Lokale im Pfarrgebiet nicht zu finden sind.

Bei uns ergab sich aus regelmäßigen Zusammenkünften der Pfarrer von zwei katholischen und drei evangelischen Gemeinden, daß von den jeweils 200 Personen fassenden Gemeindegästen einer mit fester Filmvorführanlage ausgerüstet ist, ein anderer eine gute Bühneneinrichtung enthält, weitere durch quadratische Form und gute Akustik besonders für Diskussionen oder mit Kücheneinrichtung für gesellige Veranstaltungen geeignet sind. So erfüllt jeder Saal als Schwerpunkt für alle beteiligten Gemeinden seine Funktion. Ähnlich dient eine katholische Gemeindeambulanzstation mit zwei evangelischen Gemeindegewestern der Krankenpflege des gemeinsamen Gebietes. Den Saal mit kleineren Funktionsräumen für verantwortliche Gremien, Jugendgruppen, zum Basteln und Spielen, als Sprechzimmer usw. würde eine neue Pfarrei am besten zuerst als Treffpunkt der Gemeinde bei Gottesdienst und anderen Veranstaltungen bauen. Wann, wie und wie groß dann auch eine Kirche gebaut wird, müßte die Gemeinde schon mitverantworten.

Zu neuen Wohnsiedlungen gehört unbedingt ein Kindergarten, der sich immer auch als Treffpunkt der Mütter, als Ansatzpunkt für Veranstaltungen über religiöse und Erziehungsfragen und als Gelegenheit für viele seelsorgliche Kontakte erweist.

Alle diese Einrichtungen sind in der Bauart wie auch im Gebrauch so einladend offen zu halten, dabei aber doch so eindeutig und klar auszurichten, daß ein Pfarrzentrum wirklich zu einem Kristallisationspunkt für die Kirchengemeinde und darüber hinaus für andere werden kann. Ob es in jedem Fall gesellschaftlicher Mittelpunkt sein muß, möchte ich bezweifeln.

Wenn in einer Gemeinde die vorwiegend jungen Familien abends ihre Kleinkinder nicht allein lassen können, ist natürlich kein voller Vortragsaal zu erwarten – nicht nur in Pfarrzentren –, wohl aber ein übervoller Saal oder Platz bei Kinderfesten.

Die Idee des Herrn Architekten Füg, zur besseren Ausnutzung von Räumen sich mit Betriebsräumen aus Industrie und Wirtschaft gemeinsam zu helfen, scheint mir *praktisch* unmöglich und auch aus der Sicht der Pfarrei als geistigem Kristallisationspunkt sinnlos. Wie könnte man die ganz verschiedenen Interessen abgrenzen? Was würde die Konkurrenz sagen, wenn sich eine Firma mit der Pfarrgemeinde vertraglich so eng verbande? Wann sollten solche Räume für

beide Verwendungszwecke je rechtzeitig gereinigt werden? Das soll nicht heißen, daß man zu bestimmten Veranstaltungen nicht auch einmal in Werkskantinen gehen könnte.

Der bessere Weg der rationellen Ausnutzung ist sicher, mit anderen Kirchengemeinden, Schulen, kommunalen Einrichtungen und Vereinen die eigene Planung abzustimmen und in sinnvoller Aufteilung vieler Funktionen nur das zu bauen und einzurichten, was über eigenen Pfarrbedarf hinaus noch gebraucht wird.

Deshalb ist es oft nicht gut, ganze Pfarrzentren auf einmal fertigzubauen, sondern besser, sie allmählich aus der lebendigen Pfarrei zu entwickeln. Dazu mag ein möglichst offener Clubraum im Anfangsstadium nützlich sein, da er vielleicht am besten Gespräche, Meinungsbildung und konkrete Zielsetzungen ermöglicht.

Die Konzentrierung von Pfarrwohnungen an einem Platz für ein größeres Gebiet mit mehreren Nebenzentren wird vielleicht die Aufgabe der Zukunft sein. Die konsequente Arbeitsteilung der verfügbaren Geistlichen und ihrer Mitarbeiter in guter Teamarbeit verspricht eine bessere Bewältigung der immer mehr verzweigten Ansprüche der »Seelsorge«. Bei Neuanlagen sollte man hier genügend Mut zum Experiment aufbringen.

Zur schwierigsten Frage nach dem besten Kirchenbau im Pfarrzentrum stimme ich den Andeutungen von Herrn Füg mit einigen Fragezeichen gerne zu: Kirche ist kein Kunstdenkmal – die Kunst dient ihr nur gerne und gut –, sondern geeigneter Raum für die Versammlung der Gemeinde zum Gottesdienst. Hier wird die Kirche Erlebnis – nicht nur in der Maßfeier, sondern auch im Wortgottesdienst und sicher auch im Gespräch. Ob eine Kirche nur ein herausgehobener, geheiligter Raum sein kann? Ob nicht ein Versammlungsraum, der sich für jedes wichtige Zusammentreffen der Gemeinde eignet – womit die Kirche am Ort ihr Leben äußert – auch eine Kirche wäre? Wenn man einen solchen Raum für verschiedene Hauptzwecke leicht abgrenzen und ihm die jeweils besondere Note geben könnte, und wenn diesem Raum ein kleinerer zur Aufbewahrung der Eucharistie und der Bibel sowie zur Werktagmesse richtig zugeordnet würde: so könnte doch in Zukunft eine Kirche geplant und dafür eine gute Form gesucht werden.

Der Standort neuer Kirchen und Pfarrzentren darf nicht dem Zufall überlassen bleiben. Schon im Frühstadium der Vorplanung einer Siedlung oder Stadterweiterung müßten sich die Nachbarpfarrer mit ihrer Kirchenbehörde verantwortlich einschalten, um im Zusammenhang mit der Gesamtplanung den richtigen Kirchbauplatz auszumachen. Ein künftiger Ortspfarrer müßte dann mit den ersten verantwortungsbereiten Gemeindegliedern darangehen, dem geplanten Pfarrzentrum seine Zweckmäßigkeit zu geben und sein Gesicht zu prägen.